



Gratisbeilage zur „Heisenheimer Zeitung“.

—+— Hochverrat. —+—

Ein Hochverräter, wer in dieser Zeit
Die deutschen Herzen stümt zu Furcht und Leid,
Wer zagen Zweifel in der Seele hegt,
Und nicht des Sieges sichere Hoffnung trägt
Wer würdelos gefangne Feinde ehrt,

Wer mitleidlos des Volkes Nöte mehrt,
Wer weidlich weint um kleinen eignen Schmerz,
Wer nicht den Willen stählt zu hartem Erz,
Wer prahlt und prunkt und träge abseits steht,
Wer nicht zu Gott um Sieg und Segen fleht.

Dietrich Vorwerk.

Verschollen.

Roman von Arthur Zapp.

(Fortsetzung.)

(Nachdr. verb.)

Der Hufschmied Pierre Gribois wollte anfangs durchaus nichts wissen von dem Verkauf des Rappen. Als aber Oberst de St. Aulaire scharf auf ihn einredete und ihm drohte, ihn wegen Verdacht des Diebstahls verhaften zu lassen und der Staatsanwaltschaft zu übergeben, da bequeme er sich endlich zu der Erklärung, daß er den Gaul allerdings an den Pferdehändler Foville verkauft habe. Einen Diebstahl aber habe er nicht begangen, sondern er habe das Pferd herrenlos auf der Chaussee herumlaufen sehen und da es einen deutschen Soldaten sattel getragen, so habe er sich gesagt, daß das Pferd einem toten deutschen Soldaten angehört haben müsse. Es könne ihm doch kein Vorwurf daraus gemacht werden, daß er den Gaul eingefangen und, da er doch keine Verwendung dafür gehabt, ihn am andern Tage verkauft habe. Niemand hätte ihm doch zumuten können, etwa das herrenlose Pferd den deutschen Feinden zuzuführen.

Günthers Interesse faßte sich zu einer ungeheuren Spannung an. Seine Blicke richteten sich bittend auf den Oberst; mit



Der „Eiserne Hindenburg“ in Berlin.
Die Statue nach der Enthüllung, im Hintergrund die Siegessäule.

Mühe hielt er an sich, nicht selbst in das Verhör einzugreifen.

„Wo haben Sie den Sattel gelassen?“ fragte Monsieur de St. Aulaire.

„Den habe ich einfach — in den Chausseeegraben habe ich ihn geworfen. Was da aus dem Sattel geworden ist, weiß ich nicht. Wahrscheinlich hat ihn irgend ein Vorübergehender am andern Tag mitgenommen.“

„Wann war das, als Sie den Gaul fingen?“

„Das war“ — der Schmied fraute sich in dem Haar und schien angelegentlich nachzudenken — „ja, es war am Abend, wohl in der zehnten Abendstunde.“

„Also zwischen neun und zehn Uhr?“

„Ja wohl, Herr Oberst.“

„Und wo, an welcher Stelle fanden Sie den Rappen?“

„Auf der Chaussee zwischen Chaulnes und Valincourt. Ich kam von Chaulnes und nicht weit von der Schmiede hier sah ich den Gaul, der im langsamen Trapp, die Bügel auf dem Boden schleifend, mir entgegen kam. Ich trat — ja, so war es — mit beiden Füßen trat ich auf die Bügel und da hatte ich ihn.“

„Und von dem Reiter haben Sie keine Spur gesehen?“

„Nicht das geringste, Herr Oberst.“

„Sie haben sich wohl überhaupt nicht nach ihm umgesehen?“

Pierre Grivais sah den vor ihm Stehenden und ihn mit strengen Blicken Messenden verblüfft an. Auf die Frage schien er offenbar gar nicht vorbereitet.

„Umgekehrt?“ stotterte er.

„Freilich! Wenn ich irgendeinen herrenlosen Gaul finde, dann ist es doch das erste, daß ich mich nach dem mutmaßlichen Besitzer umsehe.“

Der Schmied sah betreten von einem zum andern.

„Aber, Herr Oberst,“ stammelte er endlich, „es war doch Krieg —“

„Aber Sie waren doch kein Soldat,“ unterbrach ihn Monsieur de St. Aulaire heftig, „und Sie hatten kein Recht, sich Ausrüstungsgegenstände deutscher Soldaten anzueignen.“ Und in einem weniger zornigen Ton fügte er hinzu: „Haben Sie Blutspuren an dem Sattel oder an dem Pferd entdeckt?“

„Nein, Herr Oberst.“

„Sie sagten,“ fragte Monsieur de St. Aulaire weiter, „daß Sie am nächsten Tage das Pferd an den Händler verkauft haben. Da Foville den Handel am achtzehnten Januar abgeschlossen hat, so haben Sie also am siebzehnten abends den Gaul auf der Chaussee eingefangen?“

Pierre Grivais zuckte mit seinen Schultern.

„Ich habe mir das Datum nicht gemerkt, Herr Oberst. Aber wenn der Händler sagt, daß ich am achtzehnten bei ihm gewesen bin, so stimmt das, dann habe ich auch am siebzehnten den Kappen gefunden.“

Nachdenklich ritten die drei Herren nach St. Rémy zurück. Einen jeden von ihnen schienen die Ergebnisse der Nachforschungen in Reye und beim Hufschmied in Balincourt zu beschäftigen. Des Obersten Augenbrauen rückten immer dichter aneinander und seine Rienen blickten immer finsterner drein. Am 17. Januar war der junge deutsche Offizier verschwunden, am 17. abends war sein Pferd auf der Chaussee zwischen Chaulnes und Balincourt aufgefunden worden. Wenn es sich, wie angenommen wurde, bei seinem Ausflug um eine Liebesaffäre handelte, so konnte nur eine Dame aus Balincourt oder Umgegend in Frage kommen. In Balincourt gab es nur eine gebildete Dame. Das war die Schwester des Predigers, die das dreißigste Lebensjahr schon überschritten hatte und überdies ein Ausbund von Höflichkeit war. Der nächste Ort aber war das Schloß St. Rémy. Geiß durchschauerte es den alten französischen Offizier, während sich das Bild seiner Tochter seinem geistigen Auge darstellte. — — — — —

Als Günther von Wallberg sein Zimmer im Schloß St. Rémy betrat, fand er einen inzwischen für ihn einge-

Die Richte des Abergiste in Chaulnes, die sich ihm seinerzeit so freundlich und höflich erwiesen, machte ihm eine Mitteilung, die ihn mit fieberndem Interesse erfüllte. Louise Bonnetain:

schrieb:

Mon cher Monsieur de Wallberg!

Entschuldigen Sie, daß ich Sie mit ein paar Zeilen be-
heilige, aber ich glaube, das, was ich Ihnen schreiben will, wird für Sie vielleicht von Wert sein. Es ist mir schon lange aufgefallen, daß der Reitknecht Charles aus St. Rémy sehr viel Geld ausgibt. So oft er nach Chaulnes kommt, hält er alle Gäste in der Herberge frei. Sie können trinken, was sie wollen, Charles bezahlt alles.

Mir hat er schon verschiedene Male Geschenke angetragen. Ich solle mitkommen zum Juwelier, er wolle mir einen Ring oder ein Armband kaufen oder was ich sonst wolle. Aber ich habe ihm gesagt, daß ich keine Geschenke von ihm begehre, denn der Mensch ist mir widerwärtig. Er ist ein Trinker und ein Spieler und auch sonst ein wüster Mensch, vor dem ich Furcht und Abscheu habe. Nun denken Sie sich: Vor ein paar Tagen wollte er mir einen Ring schenken. Den Ring glaube ich schon früher gesehen zu haben und zwar am Finger Ihres armen Bruders, der vom Krieg nicht wieder zurückgekehrt ist. Verschwören kann ich freilich nicht, ob es derselbe Ring ist, denn ich habe ihn damals bei Ihrem Bruder immer nur flüchtig gesehen, wenn er ein paar Worte mit mir sprach. Der Ring, den mir der Reitknecht Charles an den Finger stecken wollte, ist ein flacher Reif aus Mattgold und oben ist ein Herz aus lauter kleinen Brillanten und durch das Herz geht ein goldener Pfeil. Ich habe den Ring natürlich nicht angenommen und wissen Sie, was der schlechte Mensch nun getan hat? Nur um mich zu ärgern, hat er ihn einer Freundin von mir geschenkt, einer gewissen Blanche Geffron. Sie hat ihn mir gestern gezeigt. Ich habe ihr gesagt, daß Monsieur Charles den Ring gestohlen hat, wenn nicht noch etwas Schlechteres dahinter steckt. Ich hatte das wohl nicht sagen sollen, denn vielleicht ist es doch nicht wahr und ich habe ihn ungerecht verdächtigt. Sie werden ja wohl wissen, Monsieur



Generaloberst Hermann v. Eichhorn erhielt den Orden Pour le mérite.



Russische Soldaten bei der „Räumung“ einer russischen Stadt.

laufenen Brief vor. Es war eine ihm unbekannte weibliche Handschrift, die die Adresse geschrieben hatte. Er öffnete neugierig und sah zuerst nach der Unterschrift. Sie lautete: Louise Bonnetain.

Charles den Ring gestohlen hat, wenn nicht noch etwas Schlechteres dahinter steckt. Ich hatte das wohl nicht sagen sollen, denn vielleicht ist es doch nicht wahr und ich habe ihn ungerecht verdächtigt. Sie werden ja wohl wissen, Monsieur

de Wallberg, ob es der Ring Ihres Bruders ist oder nicht, und wenn Sie wollen, können wir beide zu meiner Freundin gehen und den Ring besichtigen. Es grüßt Ihre

Louise Bonnetain.

Des Lesenden erster Gedanke war, zu Herrn de St. Aulaire zu stürzen und ihm von dieser neuen Spur, die vielleicht zur Entdeckung des Mörders oder der Mörder des Verschollenen führte, Kenntnis zu geben. Aber nach kurzer Ueberlegung beschloß er, zunächst noch niemand davon zu berichten. Freilich, ein Zweifel, daß es sich in der That um einen Ring handele, den Egon besessen hatte, war kaum möglich, denn die Beschreibung, die Louise Bonnetain gegeben, stimmte ganz genau. Der Ring war ein Brautgeschenk gewesen, den vor vielen Jahren die Mutter von ihrem damaligen Bräutigam erhalten hatte. Als Egon seinerzeit Abschied von der Mutter genommen, hatte Frau von Wallberg, ganz von ihrem Schmerz überwältigt und von dem Verlangen beseelt, ihrem ältesten Sohn etwas besonders Liebes zu erweisen, den Ring von ihrem Finger gezogen und Egon gegeben. Er sollte den ihr so theuren Ring als Talisman tragen, das Zeichen der Mutterliebe sollte ihn vor den Kugeln der Feinde schützen.

Ein schmerzliches Zucken lief um die Mundwinkel des Nachdenklichen. Der Talisman hatte sich leider nicht bewährt, denn allem Anschein nach war der Ring dem toten Offizier von seinem Mörder vom Finger gezogen worden.

Ueber den jungen Deutschen kam eine fieberhafte Erregung. Sollte das Verbrechen, das offenbar an Egon verübt worden war, endlich aufgeklärt werden, sollte er dem mutmaßlichen Mörder endlich auf die Spur kommen?

Günther von Wallberg ließ sich kaum die Zeit, ein paar Bissen zu essen, dann ließ er von neuem den Roland satteln, um sich unverzüglich auf den Weg nach Chaulnes zu machen. Der Boden brannte ihm förmlich unter den Füßen und er fieberte danach, den Ring zu sehen und festzustellen, ob er mit dem Ringe Egons identisch sei.

Als er die Auberge betrat, kam ihm Louise freudig entgegen. Zum Glück hielt der alte Gastwirt seinen Mittagsschlaf und in der Stube befand sich nicht ein einziger Gast. Das junge Mädchen rief ihren Bruder und beide, sie und Günther von Wallberg, machten sich unverzüglich auf den Weg. In ihnen war eine große Spannung. Zum Glück wohnte Blanche Geffroy in einem der Nachbarhäuser. Sie war mit ihrer Mutter, einer Witwe, zu Hause. Den Ring trug sie am Finger und auf das Verlangen ihrer Freundin zog sie ihn ab und reichte ihn dem begierig zugreifenden Deutschen. Günther von Wallberg hatte den Ring auf den ersten Blick erkannt. Jetzt besichtigte er ihn auch von der Innenseite und deutete auf drei ganz feine, kleine Buchstaben, die in dem Goldreif eingraviert waren und die weder Louise Bonnetain, noch die von dem Reitknecht Beschenkte bisher bemerkt hatten. Die Buchstaben waren „E. v. W.“

„Das ist der Name meiner Mutter,“ erklärte Günther, „Elise von Wallberg.“

In Louise Bonnetain's Mienen war deutlich die Genugthuung zu sehen, mit der die Worte des Deutschen sie erfüllten. Nun hatte sie nicht voreilig einen Unschuldigen beschuldigt und der skrupellosen Freundin, die sich nicht bedacht hatte, von dem Reitknecht das Geschenk anzunehmen, war die Freude nun gehörig versalzen. In der That machte Blanche Geffroy ein sehr enttäuschtes und ängstlich fragendes Gesicht.

In Günther von Wallberg aber arbeitete eine tiefe Erschütterung. Die Blicke, die er auf den Ring heftete, verdunkelten sich und er mußte die Tränen, die ihm in die Augen treten wollten, gewaltsam zurückdrängen. Es war ihm, während er den Ring, den Egon getragen, in der Hand hielt, wie ein Gruß seines Bruders aus dem Jenseits und ein heiserer Schmerz krampfte ihm das Herz zusammen. Dieser Regung von Weichheit und Schmerz aber folgte rasch eine heiß durchschauende Aufwallung von Zorn und Haß und er gelobte sich, bei dem Anblick des teuern Vermächtnisses seines Bruders, das ihm so unerwartet plötzlich geworden war, nicht zu ruhen, bis er den an Egon unzweifelhaft begangenen Mord aufgeklärt und gesühnt haben würde.

Der Ring besaß keinen hohen materiellen Wert, denn das Herz war nur aus kleinen Brillantplättchen gebildet. Mit Blanche Geffroy einigte er sich rasch. Daß der Reitknecht nicht auf ehrlichem Wege zu dem Ringe gekommen war, dieser Erkenntnis konnte sie sich nicht verschließen und so war sie froh, als ihr der fremde Herr zur Entschädigung, auf die sie ja einen rechtlichen Anspruch kaum besaß, 50 Franken behändigte und dafür den Ring zu sich steckte. — — — — —

Als Günther von Wallberg nach Schloß St. Rémy zurückgekehrt war, suchte er sofort den Oberst auf, um ihm Louise Bonnetain's Brief zu lesen zu geben und ihm über das Ergebnis seines Besuchs in Chaulnes Bericht zu erstatten. Herr de St. Aulaire hörte in steigender Verwunderung und Erregung zu. Er las den Brief und betrachtete den Ring und nahm auch die eingravierten Buchstaben in Augenschein. Darauf ließ er den Reitknecht rufen. Daß der Bursche kein gutes Gewissen hatte, sah man sofort an den unstäten Blicken, die von einem zum andern irrten und an dem Ausdruck von Trotz in seinen Mienen, mit dem er sich offenbar gegen alle etwaigen Vorhaltungen wappnen wollte.

„Sie haben in letzter Zeit viel Geld ausgegeben in Chaulnes?“ nahm der Oberst streng und kurz das Wort. „Wo haben Sie das Geld her?“

„Geld ausgegeben? Wofür denn?“ fragte Charles dreist.

„Sie haben die Gäste in der Auberge Bonnetain traktiert, wiederholt traktiert. Und haben überdies einem jungen Mädchen kostspielige Geschenke machen wollen.“

Ein tödtlicher Blick zuckte aus den Augen des Reitknechts. Dann lachte er rauh auf.

„Weibergeschwätz! So'n Mädchen ist ja leichtgläubig und hat 'ne große Phantasie.“

„Und daß Sie die Gäste in der Auberge frei gehalten haben, bestreiten Sie das auch?“

Charles schüttelte mit dem Kopf.

„Warum sollte ich denn? Da ist doch nichts dabei und kostet auch kein Vermögen, wenn man mal seinen Freunden ein Gläschen spendiert.“

Dem Oberst stieg die Borne Röthe ins Gesicht.

„Drücken Sie sich etwas respektvoller aus und nehmen Sie eine anständigere Haltung an, verstanden!“

Der scharfe, zurechtweisende Ton des Sprechenden und sein drohender Blick veranlaßten den Burschen, eine straffere Haltung anzunehmen.

„Zeigen Sie, diesen Ring einem jungen Mädchen in Chaulnes namens —“ Der Oberst sah fragend zu Günther von Wallberg hin.

„Blanche Geffroy,“ half dieser ein, während ein tödtlicher, haßerfüllter Blick aus den Augen des Reitknechts zu ihm hinüberzüngelte.

„Sie sollen also dem jungen Mädchen diesen Ring geschenkt haben,“ fuhr der Oberst fort. „Geben Sie das zu?“

Der Bursche zögerte einen Moment lang mit der Antwort und schien zu überlegen. Endlich ließ er ein troziges, knurrendes „ja“ hören.

Oberst de St. Aulaire reckte sich energisch und mit tiefster, fast feierlicher Miene sagte er: „Ich fordere Sie auf, mir zu erklären, wie Sie in den Besitz des Ringes, der deutschen Ursprungs ist, gekommen sind!“

Den Reitknecht überraschte offenbar die letzte Erklärung nicht im geringsten. Er legte auch, während die beiden ihm gegenüberstehenden Herren keinen Blick von seinem Gesicht ließen, kein Zeichen besonderer Verlegenheit an den Tag. Im Gegenteil, er entgegnete gelassen: „Den habe ich gefunden.“

Der Oberst machte eine auffahrende Bewegung; es sah fast so aus, als wollte er dem Burschen eine Bückung verabsolgen, aber er beherrschte sich und begnügte sich, den vor ihm Stehenden anzudonnern: „Sie sind ein schamloser, dreister Schlingel.“

Da steckte Charles die Miene des unschuldig Gefräßigen auf und versicherte eifrig: „Ich habe den Ring wahr und wahrhaftig gefunden, Herr Oberst. Das können Sie mir glauben, das kann ich beschwören.“

Es lag etwas in dem Ton und in der Haltung des Burschen, das auf den Oberst dämpfend wirkte und ihn veranlaßte, den jungen Menschen ruhiger, mit prüfenden Blicken anzusehen.

„Wann wollen Sie denn den Ring gefunden haben?“

„Vor acht Tagen, Herr Oberst, zwei Tage bevor ich ihn der Louise Bonnetain angeboten habe.“

„Wo wollen Sie ihn denn gefunden haben?“

„Hier auf dem Hofe, Herr Oberst, dicht am Hause. Wenn Sie wünschen, will ich Ihnen die Stelle zeigen.“

Wenn auch der Oberst und Günther von Wallberg von der Wahrheit der Worte des Reitknechts noch nicht völlig überzeugt waren, so konnten sie sich doch der Wirkung der ganz veränderten Redeweise und des respektvollen Wesens des Burschen nicht ganz entziehen.

(Fortsetzung folgt.)

„Na also, meine Gnädigsten . . . eine kleine, verdammt ästhetisch-unaesthetische Geschichte,“ sagte, nachdem ihn die Damen lange genug mit ihren Bitten um eine „Anekdote“ oder „so was Aehnliches“ gequält hatten, der alte Arzt mit den lustigen Wein-
äuglein, die aber heute gar nicht schallhaft dreinblickten. „Verdammt ästhetisch-unaesthetisch und aus der tiefsten Schicht emporgehoben . . . Eigentlich kein Geschichtchen zum Nachtsch . . . Aber . . .“

Er sah sich im Kreise der etwas verlegenen und doch gespannten Frauen um, die auf einmal eifrig an ihren Soldatenstrümpfen strickten und alle nach herabgefallenen Maschen zu suchen schienen.

„Also . . . da wurde ich neulich in das „Himmelsgäßchen“ gerufen. Sie wissen . . . Volkshumor. Schmal ist der Weg usw. Und hier stehen die Häuser so eng, daß unser zweizentriger Bürgermeister einfach stecken bliebe, und vor Jahren tatsächlich der Gerichts-
vollzieher, als er sich undvorsichtig wendete, seine Amtsmappe dermaßen verspreizte, daß sie stundenlang ein Verkehrs Hindernis bildete . . . Dorthin riefen mich also ein paar alte Weiber zu einer Nachbarin, die, wenn sie auch erst dreißig Jahre zählen mag, doch schon als altes Weib auf die Welt gekommen und zur Pilgerfahrt durch das Himmelsgäßchen in den Himmel bestimmt schien.

Na, das war ein Gezeiter, als ich an die Haustür kam und den alten Weibsmenschen fast vor die zahnlosen Mäuler stolperte.

„So eine dumme Person!“ schrien sie. „Die gehört ins Tollhaus. Lebt der Mann wie der Herrgott in Frankreich, und sie spart sich jeden Bissen am Mund ab. Die eingebilbete Gans. Prügel sollte man sie . . .“

Aber, meine Gnädigsten, glauben Sie nur ja nicht, daß es sich hier um Ausdrücke gehässiger Roheit handelte. Durchaus nicht. Das war vielmehr zartestes Mitleid, feinsüßligste Nächstenliebe und staunende Bewunderung. Man kann ja nicht bloß der Fülle, sondern auch Konservenbüchsen und eisernen Hasendeckeln Töne entlocken und mit diesen Instrumenten Musik machen. Vielleicht komponiert demnächst einer unserer Großen eine Symphonie für solche Instrumente. Draußen in den Schützengräben könnte er genug Stoff sammeln . . .

Ich sage also die zarten alten Weiber mit einem Donnerwetter zum Teufel, empfangen eine entsprechende Antwort und taste mich in ein niedriges, dumpfes Stübchen zu ebener Erde. Solange die Welt und das Himmelsgäßchen auf ihr bestehen, haben Sonne und Mond noch nie auch nur den armseligsten Strahl in diese „Stube“ geworfen . . . Stellen sie sich vor: Ein ganzes Fenster, so groß wie ein Geburtstagskuchen. Ein Bretterboden voller Ripen und Astlöcher. Eine nasse Kalkwand. Ein armseliges Bett. Ein wackliger Tisch. Ein Stuhl. Ein Koffer. Und auf dem Koffer ein mageres, verblutiges Weib. Der Kopf mit Tüchern eingewickelt. Die Waden fieberrot. Ohne aufzuschauen greift sie immer wieder in einen großen Sack, holt eine Handvoll rostige Nägel und Schrauben heraus und wirft sie je nach der Größe auf diesen oder jenen Haufen, die ich jetzt erst am Fußboden sehe.

„Da kann man Geduld lernen,“ sage ich.

Sie schweigt.

„Ist das Ihre tägliche Arbeit?“

Sie schüttelt den Kopf.

„Wird denn das auch ordentlich bezahlt?“

Sie zuckt mit den Achseln, greift in den Sack und streut den Rostregen über den Boden mit derben Händen wie ein Bauernknecht Weizenfamen übers Feld.

„Liebe Frau,“ sage ich mit meiner berühmten Sanftheit, „Sie scheinen mir krank. Wollen Sie nicht . . .“

„Ich brauche keinen Arzt!“ schreit sie, ohne aufzuschauen. „Bin keine Bornehme und verdien' mein Geld nicht für die Dokters . . .“

„Na, na . . . arme Leute dürfen auch krank werden. Das ist doch kein Vorrecht der Reichen. Die hätten sonst schon längst darauf verzichtet. Uebrigens will ich ja gar nicht Ihr Geld. Ich praktiziere ja nur noch, weil der Mensch irgendeine Beschäftigung haben muß . . .“

Sie blickte mich mit harten, grauen Augen an, als wollte sie ergründen, ob ich die Wahrheit redete, und sagte dann etwas zögernd, weniger barsch: „Ich hätt' auch kein Geld für Sie.“

„Na, dann bin ich ja der richtige Arzt . . .“

Und endlich, nach Vespierung manchen Widerstandes, kann ich sie ein bißchen untersuchen . . . Nichts Bedenklisches, aber immerhin, der Körper war wie ein aufgerissener Ader und wenn irgendein schlimmer Keim ihm zugetragen wurde, dann . . . Ich sage also: „Wenn Sie mit der Arbeit fertig sind, legen Sie sich zu Bett und nehmen die Arznei, die ich Ihnen verschreibe.“

„Nein,“ antwortete sie wie ein tropisches Kind.

„Die Arznei ist nötig . . .“

„Die schon . . . Aber ins Bett leg ich mich nicht . . .“

„Ei, warum denn? Es sieht ja so einladend aus . . . Legen Sie sich nur!“

Da schaut sie mich an, wie einen Tempelschänder und ruft grollend: „Was? Ich soll mich in das Bett legen? Da bin ich drin gelegen, wenn er nachts die Fabrikwache hatte. Und kam er heim und froh herein zu mir, hab ich gebrummt, und er hat sich dann oft auf den Stubenboden gelegt . . .“

„Aber jetzt . . .“

„Jetzt darf ich nicht und will ich nicht. Jetzt schlaf ich auf dem Stubenboden . . .“

„Ei, warum denn, liebe Frau?“

„Weil's eine Sünde von mir wäre, wenn ich jetzt im Bett schlief . . .“

„Ich verstehe Sie nicht. Wenn er Ihnen in gesunden Zeiten das Bett überließ, überläßt er es Ihnen in Ihrer Krankheit doch ganz gewiß ohne Murren . . .“

„Ich will aber nicht . . .“ Und nach einer langen Pause deutete sie auf eine Kiste, die mit einer Stednabel an der Wand befestigt war, und ich las: „Gelübte Marie. Wegen dem daß Ich noch gesunnt bünne und schon sechs Wochen in den Schützengräben lüg. Ach, gelübte Marie, wenn's auch schön ist, Soldat zu sein, aber was wollte ich lachen, wenn ich widder auf unserm Stubenboden liegen könnt. Hier lüg ich im Dreck und Schlamm. Dein gelübter Ignaz.“

„Ah, darum!“ sage ich, und sie nickt. Und nach einer Weile redet sie: „Der arme Kerl! Und ich war zwei Jahre lang so ein selbstfüchtiges Luder . . . Aber nun wird's anders . . . ganz anders. Im September hat er das geschrieben und jetzt ist's März . . .“

„Und sie schliefen seitdem da auf dem Boden?“

„Ja . . . besser als er . . . wenigstens trocken . . . Und wie ich das damals gelesen hab', hab' ich angefangen zu sparen . . . Ein Bett muß er kriegen, sein eigenes Bett. Eher ruh' ich nicht. Ich will's auch nicht besser haben als er . . . Am liebsten legte ich mich nachts hinaus aufs Gäßchen, wenn die Polizei nicht wäre . . .“

Unaufhörlich arbeiteten ihre Hände.

„Na, und wie steht's mit seinem Bett?“

Da leuchten in dem fiebergeröteten Gesicht ihre bisher harten Augen und sie sagt: „Beim Trödler drüben ist eines feil. Grad das Märkchen fehlt mir noch am Preis, das ich für das Sortieren da krieg.“

„Sie sind eine brave Frau,“ brumme ich und gehe.

Und am andern Tag, wie ich wiederkomme, schreien mir die alten Weiber entgegen: „So ein spinniges Weibsbild! Kauft sich noch ein Bett in den teuren Zeiten. Die muß ins Narrenhaus, Herr Doktor . . .“

Das waren aber bloß Ausrufe gerührter Bewunderung. Wie ich in die Stube trete, liegt die Frau auf dem Boden und sieht glücklich nach den beiden Betten, die unberührt, als hätten sie echter Liebe, mit ihren weißen Kissen in das düstere Gemach hineinleuchten . . .

„Für diese Person müssen wir doch etwas tun, wir vom Frauenverein,“ sprach, als der Arzt schwieg, die Hausfrau.

„Nein, meine Gnädigste. „Diese Person“ hilft sich selbst. Sie ist inzwischen gesund geworden und ist ein richtiges deutsches Weib. Es gibt Armere, denen Sie helfen können . . .“

„Ich finde, daß durch den Krieg eigentlich auch die Sittlichkeit in gewissen Kreisen gehoben wird,“ sagte eine der Damen.

„Gehoben? hm. Hier ward nur ins Nicht gerückt, was schon lange im Dunkeln vorhanden war!“

„Wenn er nun aber fiele . . .?“ flüsterte eine junge Frau. Der Arzt stand auf und sprach: „Keine Angst! Vor solcher Liebe hat unser Herrgott noch immer Hochachtung gehabt . . .“



Matrosen und Seefoldaten in Kiel vor dem Abmarsch zur Front.

Phot. Renard.

Die Madonna mit den Perlen.

(Fortsetzung.)

Roman von Hans Dominik.

(Nachdruck verboten.)

Unter tiefer Schneedecke lagen die Gänge des Thüringer Waldes und unter einer weißen Last ächzten die dunklen Gipfel der hohen Gebirgstannen. Nur die vielen Quellen und Bächlein, die zu Tale eilten, hatte der Winter nicht in die Banden des Frostes schlagen können. Wie dunkle Fäden zogen sie sich durch die weiße Decke dahin, wagten hier ein paar mutwillige Sprünge über Stock und Stein, vereinigten sich dort zu zweien oder dreien und zogen immer kräftiger und breiter werdend dem Tale zu. Und dann kam endlich der Punkt, wo sich ein Wasserlauf so stark und breit geworden war, daß man ihn nicht mehr überspringen mochte, sondern aus Balken und Bohlen besondere Brücken darüber legte, es kam weiter der Moment, da der Wasserlauf einen besonderen Namen erhielt und als Schwarza zu Tale floß. Erst noch stürmisch. Doch dann sehr viel gemächlicher. Durch Wälder noch und dann im Tale selber zwischen Aedern und Wiesen dahin und weiter auch an den mächtigen Kastanien vorbei, die ihr kahles Geäst gegen den Winterhimmel ausreckten und den Abschluß des Parkes von Schloß Kranichstein gegen die Schwarza bildeten.

Der Bergfluß stellte hier eine natürliche Grenze dar und machte jede besondere Parkmauer entbehrlich. In sanfter Steigung zog sich der Park die Berglehne empor. Erst noch aus dichten Baumgruppen gebildet. Dann freier und lichter. Weite Rasenflächen, die jetzt freilich unter der Schneedecke verborgen waren, zeigten den Uebergang vom Park zum Garten an. Und hier sah man auch schon in etwa zweihundert Meter Entfernung das Schloß Kranichstein.

Ein stolzer Name für ein verhältnismäßig einfaches Gebäude. Es war ein kleiner, landhausartiger Bau im Stile der italienischen Renaissance. Ein altes Jagdhaus, das sich irgend ein Wildgraf in den Zeiten der Reformation hier errichtet hatte. Die Stürme des Krieges und der Gang der Jahrhunderte waren an dem Bau nicht spurlos vorübergegangen. Aber immer hatten sich Besitzer gefunden, die das schmucke Bauwerk bewohnten und es wenigstens soweit instand hielten, daß das Dach dicht blieb und der Regen keinen Eingang fand. Damit war die innere Einrichtung der Verfallung entzogen worden.

Als der Vater des jetzigen Besitzers, der Geheime Medizinalrat Rosen, sich vom Amte zurückzog und Schloß Kranichstein erwarb, war nicht allzu viel nötig, um den Besitz wieder in guten Stand zu setzen. In der Hauptsache genügte es, dem Schloßchen einen neuen farbenfreudigen Verputz zu geben und das Dach mit schönen neuen, brennend roten Ziegeln einzudecken. Der mächtige eichene Dachstuhl darunter war vorzüglich erhalten und konnte noch Jahrhunderte überdauern.

Der alte Geheimrat Rosen, der sich hier vor 20 Jahren zur Ruhe setzte, hatte nur zwei Söhne, Walter, den älteren, der damals bereits 25 Jahre alt war, während der jüngere noch die Schule besuchte. Nach heftigen Kämpfen hatte Walter Rosen es durchgesetzt, daß er sich nicht dem trockenen Studium der Jurisprudenz widmen mußte, sondern die Malerei betreiben durfte. So hatte er in München die Kunstakademie besucht und sich dann dort niedergelassen. Sehr wider den Willen des alten Geheimrats hatte er dort sein Herz an eine Dame aus einer guten, aber mittellosen Familie verloren und sie kurz entschlossen geheiratet.

Der Vater war darüber aufs äußerste erzürnt. Er wollte den älteren Sohn überhaupt nicht mehr sehen. Desto mehr sollte aus Wilhelm, dem jüngeren werden. Als dieser mit siebzehn Jahren sein Abiturium bestanden hatte, schickte er ihn mit einem festbestimmten Vernauftrag auf die Universität.

Aber auch Wilhelm Rosen hatte seinen eigenen Kopf. Er irrlichterte zwischen den verschiedenen Fakultäten einher. Offiziell sollte er die Naturwissenschaften studieren. Aber inoffiziell wurde erst ein Studium der Chemie mit wunderlichen alchimistischen Neigungen daraus. Dann kamen historische Studien dazu und allmählich wurden aus diesen kunstgeschichtliche, bis Wilhelm Rosen schließlich ganz in der Kunstgeschichte aufging. An ein Examen war dabei nicht zu denken und eines Tages wurde die Geschichte dem alten Geheimrat zu bunt. Er schickte ein kategorisches Telegramm: entweder Examen machen oder nach Hause kommen.

Wilhelm Rosen tat weder das eine noch das andere. Er hatte auf der Universität amerikanische Freunde gefunden, die ihm das Leben jenseits des großen Wassers besonders verlockend zu schildern wußten.

Die weitere Geschichte ist kurz erzählt. Auf sein Telegramm bekam der Geheimrat vier Wochen lang gar keine Antwort. Dann traf ein Brief aus Newyork ein, des Inhaltes, daß Wilhelm Rosen, oder wie er sich von jetzt ab nennen wollte, William Rose, es vorgezogen habe, das Land der Zukunft aufzusuchen und sein Schicksal selber in die Hand zu nehmen.

Dies Schicksal sah die nächsten Jahre ziemlich bunt und nicht immer erfreulich aus. Aber der alte Geheimrat erfuhr nichts mehr davon. Ein halbes Jahr nach dem Empfange dieses amerikanischen Briefes legte er sich hin und starb, nachdem seine Frau ihm bereits zwei Jahre vorausgegangen war.

Nach diesem Todesfalle kam der ältere Sohn Walter nach Kranichstein zurück. Wider Erwarten fand er sich im Testament seines Vaters gut bedacht, vielleicht wegen des Kammers, den Wilhelm dem Alten bereitet hatte. Nach den Bestimmungen fiel ihm Schloß Kranichstein allein zu, während das Vermögen zu gleichen Hälften geteilt werden sollte. Freilich war dies Vermögen beträchtlich geringer, als die Söhne es bei Lebzeiten ihres Vaters vorausgesetzt hatten. Walter Rosen teilte es redlich in zwei Hälften und sandte die eine davon nach Newyork an die Adresse seines Bruders.

William hatte damals wieder einmal gerade seine Beschäftigung gewechselt und sich dabei „mächtig verbessert“, wie er meinte. Er hatte nämlich das Zellerwischen in einem Wirtshaus aufgegeben und war als Firnisser in einer großen Kunsthandlung angestellt worden. Als ihm der Postbote den inhaltschweren Brief brachte, da ließ er den Firniszpfedel einen Augenblick ruhen. Aber nicht lange. Er beschloß alsbald, ihn wieder aufzunehmen, doch nicht mehr für andere Leute, sondern auf eigene Rechnung und Gefahr. Mit einem Worte, William Rose wurde ein selbständiger Kunsthändler in Newyork. Und er hatte Glück dabei.

Jetzt kam ihm sein Studium in Deutschland, mit dem sein Vater so ganz und gar nicht einverstanden gewesen war, vorzüglich zustatten. Er hatte sich doch eine gute Kenntnis der Kunstgeschichte und einen trefflicheren Blick angeeignet und verstand es, alte und neue Gemälde auf ihre Herkunft, ihren Wert und ihre Echtheit zu kontrollieren.

Aber William Rose war in der kurzen Zeit seines amerikanischen Aufenthaltes durch eine harte Lebensschule gegangen. Mit kühler Berechnung sagte er sich, daß die schönste Kunstwissenschaft wenig nütze ist, wenn man nicht Objekte hat, an denen man sie praktisch ausüben kann. Diese Objekte aber waren für ihn die Newyorker Millionäre. Geschickt verstand er es hier, sich eine goldene Kundschaft zu erwerben.

Zehn Jahre, nachdem er sich selbständig gemacht hatte, hatte er ein auch für Newyorker Begriffe ganz ansehnliches Vermögen zusammengebracht.

Das Telegramm, in welchem William Rose von Monte Carlo aus seine Ankunft anzeigte, hatte auf Schloß Kranichstein wie eine Bombe eingeschlagen. Das graue Landhaus, höflich nach altem Brauch noch Schloßchen genannt, lag in seinem verschneiten Park wie eine Sage der Märchenzeit. Der alte Postbote wandte sich selten durch die glitzernden Schneemassen nach hier; denn die Bewohner lebten still eingesponnen, ohne Verkehr mit der weiten Welt draußen. Die paar Aedern und Wiesen, die dazu gehörten, waren an den Grobhauer weit verpachtet; ebenso die Obstbäume auf dem Landwege, der von dem Dorf zum Schlosse führte. Ein leichter Staketenzaun trennte die Auffahrt, die zu beiden Seiten eines Rasenrondels bis vor die steinerne Freitreppe führte, von der Straße.

Ein alter Diener, der über seiner grauen Livree eine blaue Schürze trug, war bemüht, mit Besen, Schneeschieber usw. Treppe und Auffahrt zu säubern. Eine klare reine Luft wehte und die Sonne lachte goldig vom blauen Himmel und überglitzerte die Schneemassen, so daß sie wie der schönste Zucker aussahen.

Eine junge Dame in hochgeschürztem grauen Rodentrock und weißer Wolljacke vergnügte sich damit, einen Stock in den hohen Schnee des Rondels zu werfen und den großen gelben Leonbergerhund, der zu ihrer Seite lief, das Wiederbringen zu befehlen. Sie lachte hell auf, wenn der große Hund tappisch in den Schnee sprang und prustend mit dem Stock im Maule zurückkam.



1. Bild:
Ein von deutschen Soldaten angelegter Knüppeldamm. Mit den Verkehrs-
wegen in manchen Teilen der Kriegsgebiete hat es seine eigene Verwandtschaft.
Sehr oft sind sie überhaupt nicht vorhanden und müssen erst angelegt werden.
Unser Bild zeigt eine derartige Anlage der Landsturm-Pioniere, einen schönen
Waldweg. Man nennt diese Art Begebauten „Knüppeldamm“.

Fot. K. Selgmann.

2. Bild:
Vom Kriegsschauplatz in Tirol: Tiroler Schützen marschieren über eine Brücke.
Phot. K. Selgmann.



Lustige Ecke



Mildernder Umstand.

Richter: „Sie sollen bei der Rauferei Ihrem Gegner einen Rosenstock an den Kopf geworfen haben? Was können Sie als Milderungsgrund anführen?“

Angellager: „Es war seine Lieblings-Blume, Herr Gerichtshof!“

Die boshafte Freundin.

„Was meinst Du, soll ich im ausgeschnittenen Kleid auf den Ball gehen?“

„Nein, tu das nicht, Du würdest Dich bis auf die Knochen blamieren!“

Das Ewig-Weibliche.

„Früh wollte gestern Abend durchaus Dein Alter von mir erfahren, Gretel!“

„Du hast's ihm doch nicht gesagt?“

„Aber wo werd' ich denn. Ich sagte, man sähe Dir Dein Alter gar nicht an —!“

Wenn man verheiratet ist.

„Sehen Sie bloß, wie dem Herrn dort an der rechten Seite das Haar erbleicht ist; links ist es noch ziemlich schwarz.“

„Ach, der Herr ist ja verheiratet . . . na und Sie wissen, man führt seine Frau doch an der rechten Seite!“



Das russische Fernrohr.

„Es sieht schlecht aus, Iwan!“ —
„Kommt etwa ein Zeppelin, Bruderherz?“ — „Nein, die Bulle ist leer!“

Ausnützung der Zeit.

„Verzeihen Sie bitte eine Minute, es fragt jemand nach mir.“

„Oh, bitte, Herr Doktor, lassen Sie sich Zeit — ich huste so lange.“

Die weiß alles.

„Fräulein Laura, würden Sie von Ihrem Zukünftigen verlangen, daß er hübsch sei?“

„Ach, Herr Schulz! Da nach müssen Sie meine Mama fragen!“

Der bescheidene Beperl.

„Daß aber Ihr Aeltester, der Beperl, noch gar so klein ist!“

„Ach, der ist von jeher so bescheiden gewesen!“

Schmeicheler.

„Oh, mein Fräulein! Sie stellen durch Ihr holdes Eröten selbst das Erglänzen der Alpen dort drüben in den Schatten.“

Ausreden lassen!

„Iwan, was sein Du so traurig?“

„Hat mir geschickt mein Marinka Butti — — —“

„Na, da kannst Du doch sein lustig.“

„ — — — und Pan Leutnant hat ihn mir weggeschossen!“